

schen bewegend, ist die westdeutsche (Kölner) Schule. Ihr Hauptvertreter Lemacher hat eine Reihe Proprien vertont, die nicht nur seinen Stil verkörpern, sondern auch am leichtesten sich mit Choralmassen zusammenfügen. Man beachte z. B. in seinem Proprium zum Kirchweihfest¹³ das geheimnisvolle, innerliche „Locus iste“, und das litaneiartige, zwischen Vorsänger und nachbetendem Chor wechselnde Offertorium. Das Proprium der Verklärung Christi¹⁴ bringt im Introitus ein großes Aufleuchten mit gewaltiger Klangsteigerung, im gesättigten Chorklang des Offertorium die bekannten Lemacherschen geballten Sextakkorde in Gegenschören. Schlichter in der äußern Wirkung, aber von sorgfältiger, teilweise kanonischer Arbeit ist das Proprium für Muttergottesfest¹⁵, großartig und wuchtig das Pfingstproprium für Männerchor¹⁶, ähnlich das Osterproprium (aber ohne Communio)¹⁷.

Zusammenfassend glauben wir nun sagen zu können: am meisten Daseinsberechtigung und Verwendungsmöglichkeit haben die Werke, die aus dem Geist des Gregorianischen Chorals entstanden sind und darum mit dem Choralordinarium zu einer stilistischen Einheit sich zusammenbinden lassen. Ferner möchten wir einen Vorzug zuerkennen allen Werken, die auch einfacheren Kräften noch erschwinglich sind. Damit

¹³ op. 79, VIII; Düsseldorf, Schwann. Man vergleiche damit etwa die rührselige Vertonung von Aiblinger! Selbst Bruckner ist am Anfang des gleichnamigen Motetts einer gewissen Weichheit erlegen, mindestens einer sentimentalen Wiedergabe ausgesetzt. — Daß in dem schwungvollen, klangprächtigen Introitus harmonische Süßigkeiten unterlaufen können wie Takt 13—14, die sich in der Communio wiederholen, ist bei L. allerdings verwunderlich.

¹⁴ op. 79, IV; ebd.

¹⁵ op. 79, III; ebd.

¹⁶ op. 79, II; ebd.

¹⁷ op. 79, I; ebd. — Hier ist auch die Gloria-Patri-Vertonung außerordentlich glücklich zu nennen, die sonst ein Schmerzenskind für die musikalische Fassung darstellt. Auch L. konnte nicht bei jedem Introitus die Gefahr der Einförmigkeit bannen.

soll keine Forderung nach künstlerischer Mittelmäßigkeit aufgestellt sein — Gott sei Dank sind wir heute so weit, daß einer der besten Kenner katholischer Kirchenmusik vom Schaffen der gegenwärtigen Generation sagen kann: „In Technik und Gehalt stehen die Werke sehr hoch; nur noch möglichst fehlerlose, technisch einwandfreie Gaben werden zum Altar gebracht.“¹⁸ Aber gerade bei Propriumsvertonungen ist es notwendig, daß sie nicht nur für Dom- und hochstehende Pfarrchöre geschrieben sind. Denn diese sollen bei ihrer Leistungsfähigkeit vor allem die mehrstimmige Ordinariusmesse weiter pflegen, neben der gewöhnlich kaum noch Zeit für ein kunstvolles Proprium bleibt. Außerdem findet man in musikalisch hochstehenden Chören meist wenig Lust, sich mit dem Volkschoral auseinanderzusetzen, da hier noch allerlei Vorurteile herrschen, und man es vielfach unter seiner Würde hält, von der Mehrstimmigkeit zum „Nur-Choral“ herabzusteigen, besonders dort, wo noch irgendwelche Solisten- und Star-Tendenzen herrschen, denen der Choral unwillkommen ist. Darum sollen Propriumsvertonungen auch für mittlere und kleine Chöre geschaffen werden, denn bekanntlich sind diese am ehesten für den Volkschoral aufnahmefähig — zum Teil aus praktischen Gründen, zum Teil aber auch, weil eben Dinge des kirchlichen Lebens oft „den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart sind“. Darum ist zu wünschen, unsere großen Komponisten möchten noch mehr als bisher ihre Größe darin zeigen, daß sie ab und zu „klein“ schreiben, um so auch in kleinen Verhältnissen den Volkschoral mit dem Feierkleid der mehrstimmigen Propriumsvertonung zu umgeben.

Georg Straßenberger S. J.

„Die Heilige unserer Zeit“

„Es ist nicht zufällig“, schreibt Gertrud Le Fort im Vorwort zur deutschen Ausgabe der „Lettres à une Carmélite“ von Antoinette de Geuser¹, „es

¹⁸ Ursprung, „Die katholische Kirchenmusik“, Potsdam o. J., 293.

¹ Briefe in den Karmel, Briefe von Marie Antoinette de Geuser, über-

ist nicht zufällig, wenn in unsern Tagen der verborgenste aller Orden, der Orden Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, gleichsam die Pforten seiner Klausur auf tut und die Stimme seines gewaltigen Schweigens in einer Welt erhebt, die doch scheinbar ihm so fernsteht. Es ist nicht zufällig: diese dem Geiste des Karmel scheinbar so fremde Welt ist im Grunde gerade ihm in ihren tiefsten Notwendigkeiten zugeordnet. Denn wenn sich diese Welt heute entschließen muß, auf der ganzen Linie ihrer Existenz nur noch um die letzten Antworten zu ringen, weil ja alle vorletzten vom Untergang erfaßt oder doch von ihm bedroht erscheinen, so heißt dies im Grunde die Einstellung auf das Geheimnis des Karmel als letzte Zuflucht, — als die Zuflucht auch noch in der Zufluchtlosigkeit! ... Von hier aus ist es zu verstehen, wenn die heilige Theresia vom Kinde Jesus in tiefem und gnadenhaftem Sinne als die Heilige unserer Zeit ... erscheint“ (S. Vf.).

Aber die tiefen, ins Letzte gehenden Briefe, die Elisabeth Kaufmann in ein echtes Brief-Deutsch übertragen hat, sind nicht einfach nur eine Ausströmung des Geistes des Karmel und auch nicht einfach nur Ausströmung des Geistes der „kleinen hl. Therese“ und auch nicht einfach nur jenes eigentlichen Geistes, der sich unter der üblichen Deutung ihres „kleinen Weges“ so erfolgreich verbirgt. Sondern sie sind Dokument (und wohl das bisher einzige) des verzweifelten Kampfes gegen diesen eigentlichen Geist, wie ihn alle jene führen, die er langsam in seinen Bann zieht. Antoinette de Geusers erste Briefe zeigen noch durchaus den schier hartnäckigen Versuch, durch eine Aszese des „über allen Dingen“ und des „Aufstieges zum Berg“ das Geheimnis des Karmel zu meistern. Und folgerichtig zu diesem Versuch läßt sie die „Heilige unserer Tage“ stehen, um mit Elisabeth de la Trinité zu gehen, dieser Seele, die mit ihrem Heroismus bis zum letzten Zusammenbruch gegen den eigentlichen „kleinen Weg“ sich wehrte: „ja, ich habe Elisabeth von der Heiligsten Drei-

faltigkeit gelesen und während der Ferien auch Schwester Theresia vom Kinde Jesus. Diese hat mir gut getan, aber nicht so gut wie Elisabeth; ihr Weg ist sehr verschieden von dem meinigen“ (15). Erst die letzten Briefe zeigen überraschend, wie sie selbst, in echter Folge der „Heiligen unserer Tage“, das „unter allen Dingen“ gegen das „über allen Dingen“ und das „hinab in den Abgrund“ gegen das „hinauf zum Berg“ setzt (139 f. usw.), d. h. das christliche Mithinabgleiten mit dem menschengewordenen und gekreuzigten Gott in die Tiefe der „Leere“ (Phil. 2, 7) gegen das noch-natürliche und nur-natürliche „ideale Aufsteigen“. Das Wort „vernichten“ (anéantir), das Antoinette de Geuser mit Vorliebe braucht, ist für diese Entwicklung kennzeichnend. In den ersten Briefen hat es noch den Klang aktiver Aszese, und einer schier verzweifelten: der es nicht gelingen will, die Selbstsucht und Selbstangst zu überwinden. Aber dann wird es zur andern, radikaleren Bedeutung von Vernichtung: vernichtet zu einem Nichts (und dazu einem „kleinen Nichts“, wie Antoinette bezeichnend sagen muß) durch das Übermächtige Gottes, und darum mit Recht „liegend tief unten“.

Etwas von diesem Kampf ist aber auch in den Schriften Dom Eugen Vandeurs zu spüren². Schon in einem äußern Umstand: da eine seiner ersten Schriften eine Deutung der Messe der hl. Theresia vom Kinde Jesus ist (1925), eine seiner letzten das Aufopferungsgebet derselben Heiligen durchbetet, während die dazwischen liegenden „O mon Dieu Trinité que j'adore“ und „Adoro te“ fast völlig durch Elisabeth de la Trinité bestimmt sind. Aber in derselben Mitte steht auch das Büchlein über das Kommunion-Gebet des hl. Bonaventura „Transfige, dulcissime Jesu“ (1926), das Ignatius Rollenmüller, dem wir die ausgezeichnete Übertragung von „La sainte Messe“ und „Adoro te“ danken, als drittes übersetzt hat, wobei ihm freilich das Hymnische des Buches nicht recht lag. Hier ist bereits die Kristallizität Elisabeths de la Trinité selbst stark überwunden in ein „Durchbohrtsein“ von „Überfluß“ (72) zugleich

tragen von Dr. Elisabeth Kaufmann, mit einem Geleitwort von Gertrud Le Fort. (280 S.) Regensburg 1934, Fr. Pu-
stet. M 4.80

Stimmen der Zeit. 127. 5.

² Vgl. diese Zeitschr. 121 (1930/31 II) 310 ff.

und „Hunger“ (54), eingeleitet durch das Motiv der „kleinen Kinderlein“ (18) und mündend in das der „Müdigkeit“, in der „die kleinen Kinder ... auf Deine Kniee klettern“ (108). Aber indem gerade in diesem Buch in der Mitte das „geschlichtet, ausgeglichen, alles in der rechten Mitte“ steht (89), ist hier selber angedeutet, was in der Spanne zwischen dem ersten und zweiten Theresien-Buch Vandeurs spielt: der Kampf zwischen Maß und Stille der Glorie der Liturgie und der „armen Leere“. Überwältigend ist es, wie Vandeur in dem zweiten Buch, das Eugen Lense sympathisch ins Deutsche übertragen hat³, die Sprache der Heiligen in die großen Rhythmen der Liturgie ausbrechen läßt: das Geheimnis der „armen Leere“ möglichst in seiner Größe zu feiern. Aber dann besiegt ihn die Heilige in ihre eigene Sprache (die Sprache der Karmel-Liturgie „hinter dem Altar“): „das Martyrium der Liebe kommt von der Seele selbst... Sie kann die Lasten nicht mehr tragen. Sie hält der starken Glut der Liebe Gottes nicht mehr stand, ohne zusammenzubrechen unter dieser heiligen Last... Die Kälte läßt zuweilen mehr noch als die Hitze leiden... Es ist so viel Feuer in der Liebe, die ‚gefroren‘ erscheint“ (93 f.); „die Wasser Deiner unbegrenzten Liebe haben mich umflutet; Sturzbächen gleich sind sie herabgestürzt auf mich, Dein kleines Kind, das dieser Last sich nicht mehr zu erwehren weiß. Es bricht zusammen unter dem Gewichte dieser allzu großen Gnadenfülle“ (102); „unfähig bin ich, das Nichts, die Schwäche und das Unvermögen, unfähig zu handeln, grenzenlos unfähig; unfähig zum Sprechen, Beten, Leiden; unfähig mich grenzenlos zu opfern und Freude zu bereiten, mit einem Wort: zu lieben, grenzenlos...“ (131). Man versteht, wie von hier aus Vandeur die heilige Messe gerade für die Kranken⁴ auszulegen versteht: „Dein Zustand ist wesentlich

ein Opfer, er ist ein Zustand des Ge-weit-seins, ein Ausliefern deiner selbst an die Ehre Gottes. Wenn es das nicht ist, so ist dein Leben ein reines Nichts, verlorene Zeit“ (12). So sehr, daß er während der Wandlung mit dem Kranken betet: „Lasse mich meine beiden Hände halten über dich, du Opfer mit dem Großen Opfer“ (23).

Gertrud Le Fort hat schon einmal von hier aus gerade das Geheimnis des deutschen Schicksals gesichtet: in ihren „Hymnen an Deutschland“. Nun stellt sie ihr großes, dreiteiliges Kaiser-Buch „Die drei Kronen“ noch ausdrücklicher unter das Zeichen des ohnmächtigen Kindes: in der bis jetzt allein erschienenen Einleitungs-Legende „Das Reich des Kindes“⁵. Da Arnulf der Kärntner Kaiser Karl den Dicken vom Thron stößt, um durch die Kraft der Tat das Reich zu retten, da spricht Glismuoda, die greise sächsische Seherin, zu ihm „herabgeneigt wie eine uralte Mutter zu ihrem eigenen Fleisch und Blut: ‚Ihr wollet das Reich des großen Karl neu erschaffen; aber wisset Ihr auch, wie die Stunde heißt, die aller Schöpfung vorangeht? Sie heißt nicht unsere Macht, sondern unsere Ohnmacht, das ist die alleinige Allmacht...‘ Plötzlich wie eine ganz junge Mutter an der Wiege: ‚Das Kindlein wird das Reich bringen.‘ Danach ging sie zum Fenster, stieß es auf und rief: ‚Komm herein, dunkle Mitternachtsstunde des armen Kindleins!‘ (14.) Und als die kampfmutigen Konradiner, um die Nachfolge Arnulfs besorgt, die Ruhe Glismuodas im Unterberg bei Karl dem Großen stören, antwortet die große Seherin noch schärfer: „Ich meine dieses: erst kommt die Schöpfung, das ist die Herrlichkeit Gottes; danach kommt die Empfängnis, das ist die Demut des Weibes; danach erst kommt die Tat, das ist die Gewalt des Mannes“ (40). König Konrad nimmt darum die Krone am Schluß aus den Händen nicht des tatendurstigen Arnulf, der hingesunken ist, sondern aus den Händen der Königin Uta und ihres schwachen Kindes und eröffnet so die Kaiserzeit des

³ Dom Eugen Vandeur O.S.B., Durchbohre meine Seele, Jesus Herr. (132 S.) Innsbruck 1934, Tyrolia. — Ders., In der Liebe leben. (150 S.) Regensburg 1934, Fr. Pustet. M 3.50

⁴ Eugen Vandeur, Unsere Kranken und die heilige Messe. (40 S.) Regensburg 1934, Fr. Pustet. M —.40

⁵ Gertrud Le Fort, Das Reich des Kindes, Legenden der letzten Karolinger. München 1934, Albert Lange & Georg Müller.

Mittelalters: „Frau Königin, nun seid Ihr des neuen Reiches Mutter geworden, — ja, ich will Eures Kindes Krone tragen und ausharren wie Ihr, daß ich die Gnade bewahre in der Schwachheit für die kommende Kraft“ (55).

Erich Przywara S. J.

Die französische „Action Populaire“

Das soziale Problem, so wie es sich heute in Frankreich stellt, wurzelt noch immer in der großen Revolution von 1789. An den glänzenden Hof von Versailles gebunden, hatte der Adel immer mehr die Fühlung mit den Bedürfnissen und Wünschen der breiten Massen verloren. Das Volk rief nach politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Freiheit und fegte mit den Vorrechten des Adels auch die der geistlichen Würdenträger hinweg. Zur führenden Schicht wurde das Bürgertum. Der soeben noch von den Ideen Voltaires erfüllte Adel stellte sich auf die Seite der Kirche und bekämpfte die Republik als Feindin des Glaubens. Daher vertiefte sich im Volke immer mehr die Überzeugung, daß die Kirche eine Gegnerin seiner Freiheit sei. Aber auch das wohlhabende Bürgertum verlor die Fühlung mit den breiten Massen, und aus dem wechselvollen Kampfe zwischen den Republikanern auf der einen Seite, den Bonapartisten und den verschiedenen Parteien der Royalisten auf der andern ging 1870 die Dritte Republik als nicht grundsätzlich, aber tatsächlich mit kirchenfeindlichen Vorurteilen belastete Siegerin hervor. Schon unter Jules Ferry, zu Anfang der achtziger Jahre, führte sie die religionslose Staatsschule ein. Von da an mehrten sich die „antiklerikalen“ Gesetze bis zur Vertreibung aller Orden und zur offiziellen Trennung von Kirche und Staat. Das Volk wünschte keineswegs den Kampf gegen die Kirche, aber es verlangte nach sozialem Fortschritt. Eine kleine politische Gruppe, die sich bald unter der Führung Gambettas zum „Parti radical“ zusammenschloß, trat für den sozialen Fortschritt ein, also wurden ihre Kandidaten und nicht die Katholiken gewählt. Die antiklerikalen Gesetze und die religionslose Schule trugen in immer weitere Kreise gerade auch der sozialen Vorkämpfer einen religiösen Indifferen-

tismus. Eins griff ins andere: Je mehr die Republik sich als kirchenfeindlich erwies, desto heftiger wurde sie von den katholischen Führern bekämpft; je mehr sich die katholischen Führer als reaktionär erwiesen, desto weniger wurden sie vom Volk in seine Vertretungskörper gewählt. Leider hat auch der berühmte Brief Leos XIII. vom Jahre 1892 an dieser Lage zunächst nichts Wesentliches geändert.

So ist in Frankreich die soziale Frage in unglücklicher Weise mit der politischen verknüpft. Zwar steht auf der einen Seite eine kleine Zahl vorbildlicher Katholiken, die Großes für ihren Glauben leisten und opfern. Aber sie scheinen einen verzweifelten Kampf zu kämpfen: die breiten Massen des Volkes entfremden sich der Kirche in erschreckendem Maße. Die kirchlichen Interessen gelten eben als „rechts“, die sozialen als „links“. Man sollte meinen, es sei für einen Katholiken doch nichts einfacher, als endlich den Mittelweg zu gehen und auf sein Programm die katholisch-sozialen Interessen zu setzen. Und doch ist das in Frankreich schwer. Zu tief hat die Geschichte ihre Runen in das Bewußtsein des Volkes hineingeschrieben. Französische Politik war immer mehr ein feines Schachspiel zwischen Prinzipien — freilich oft falsch verstandenen — als von Tagesinteressen. Die Geschichte hat die Prinzipien geformt, sie hat ihnen auch ihren politisch religiösen Anstrich gegeben. Leider wird man hier auch den alten Fehler der französischen Katholiken nicht ganz übersehen können: Waren zur Zeit des Gallikanismus nicht wenige zuerst Franzosen und dann Katholiken, so sind heute viele zuerst um ihre individuelle Freiheit besorgt und dann um die Belange ihres Glaubens.

Dennoch hat eine allmählich immer stärker anwachsende Gruppe weitsichtiger und weitherziger Katholiken das Programm der „Kräftevereinigung“ („le ralliement“), das Leo XIII. 1892 so warm empfahl, entschieden auf ihre Fahne geschrieben. Als geistigen Vater dieser Richtung kann man vielleicht Léon Harmel bezeichnen. Berühmt ist seine Devise geworden: „Wir müssen uns klar und entschieden als Republikaner, Demokraten und Christen bekennen: so dienen wir Gott, dem Volke und dem